

## Inhalt

<b>„Ich habe Hoffnung und gebe sie nicht auf – 25 Jahre später“</b>	<b>7</b>
<b>Einführung</b>	<b>9</b>
<b>„Wem die Hoffnung bleibt, dem bleibt alles“</b>	
<b>I. „Sonst ist man tot, ehe man gestorben ist“</b>	
<b>Überleben ist alles</b>	
<b>Marga Falke</b>	<b>13</b>
„Ein deutsches Mädel tut das nicht!“ DTA 3875	
<b>Erika Holderer</b>	<b>17</b>
„Ich bin ja nur noch ein halber Mensch“ DTA 1265 / 1186	
<b>Anonyma</b>	<b>22</b>
„Deo Gratias“ DTA 3914	
<b>Paul-Heinrich Dingler</b>	<b>28</b>
„Mit großen Hoffnungen und noch größerem Hunger“ DTA 17 / 20	
<b>Maxilore Edlich</b>	<b>35</b>
„Schwamm drüber – es gibt wirklich Schlimmeres heutzutage“ DTA 326 / 340	

## **II. „Ich kriege mein Leben auf die Reihe“ Krisen bewältigen**

<b>Annerose Neubert</b>	<b>40</b>
„Zu machen mit des Lebens Reste von Tag zu Tag das Allerbeste“ DTA 2253 / 1895	
<b>Brigitte Wolf</b>	<b>47</b>
„Habe furchtbares Herzklopfen“ DTA 4343	
<b>Rainer Egewardt</b>	<b>53</b>
„Ich wollte überleben“ DTA 196 / 211	
<b>Ortwin Hermanns</b>	<b>59</b>
„Mit Beten und Kasteien“ DTA 591 / 689	
<b>Gabriele Lämmerhirt</b>	<b>65</b>
„Das verstehen Sie ja doch nicht!“ DTA 1049 / 1012	
<b>Clara Schoch</b>	<b>72</b>
„Clara, es ist voll in Ordnung, wie du bist“ DTA 5149	

### **III. „Laß uns immer das Beste aus allem machen“ Mit Optimismus in die Zukunft**

<b>Marie und Albert Helbing</b>	<b>77</b>
„Ja, des Herren Rath ist wunderbar“ DTA 4713	
<b>Maria Linnemann</b>	<b>84</b>
„Mein Herz und meine Gefühle sind immer bei Dir“ DTA 2186 / 1837	
<b>Rolf Owczarski</b>	<b>90</b>
„Verstohlenes Grinsen, unterdrücktes Gekicher“ DTA 1426 / 1286	
<b>Thomas Rusche</b>	<b>94</b>
„Wir wollten uns und die Welt verändern“ DTA 4628	
<b>Heidi Crämer</b>	<b>100</b>
„Mit vielen Widerborstigen engagiert“ DTA 127 / 125	
<b>Kathleen Dörner</b>	<b>107</b>
„Es muß!“ DTA 1533 / 1350	
<b>Ximena León Pellegrin</b>	<b>111</b>
„Das alte Haus hat ausgehalten“ DTA 1903 / 1607	

#### **IV. „Also bitte, keine Resignation, sondern Zuversicht“ Contenance wahren**

<b>Julie Gramberg</b>	<b>114</b>
„In der kühnen Zuversicht, daß es mir gelingen werde“ DTA 1842 / 1559	
<b>Margot und Erwin Spiegel</b>	<b>121</b>
„Ich habe das Leben immer lebenswert gefunden“ DTA 4683	
<b>Martha Weber</b>	<b>127</b>
„Ich war wieder ein zivilisierter Mensch“ DTA 1082 / 1040	
<b>Doris Kraus</b>	<b>131</b>
„Habt’s auch all Eure Ringlein schön am Finger?“ DTA 3273	
<b>Denise Greiner</b>	<b>134</b>
„Endlich wieder beim Friseur“ DTA 2014 / 1695	
<b>Anhang</b>	<b>141</b>
<b>25 Jahre ZEITREISE im DTA</b>	

## „Wem die Hoffnung bleibt, dem bleibt alles“ Hoffnung – Zuversicht – Optimismus in DTA-Zeugnissen

„Ich habe Hoffnung und gebe sie nicht auf“ – in der allerersten Zeitreise des DTA 1998 war dieses Zitat der 22-jährigen Gisela Scholz titelgebend. Geflüchtet aus dem umzingelten Danzig, überlebt sie im Februar 1945 den Bombenangriff auf Dresden, und äußert im Brief an ihre Eltern allen grauenhaften Erlebnissen zum Trotz dieses zuversichtliche Gefühl. Für die Zeitreise zum 25-jährigen DTA-Bestehen erschien uns ein Wiederaufgreifen des allerersten Zeitreise-Titels in vielerlei Hinsicht passend, lassen sich doch in einer großen Anzahl von Dokumenten Spuren der Hoffnung entdecken.

### Solidarität nährt Hoffnung

In Zeiten strenger Pandemiebeschränkungen mit Ausgangssperren stand der Begriff Hoffnung sinnbildlich für eine Botschaft. So schreibt Denise Greiner, eine der Autorinnen, in ihrer „Coronachronik“: *„In unserem Viertel hängen Betttücher mit den Farben des Regenbogens und Solidaritätssprüchen, die Hoffnung spenden“*. Solidarität zwischen vielen kann helfen, Hoffnung zu schöpfen. Dies kommt auch in den Texten über den gemeinsamen Widerstand gegen das Raketendepot Mutlangen 1986 oder über die Bewältigung der Folgen des Elbehochwassers 2002 zum Ausdruck: *„Die vielen Helfer und Spender – bekannte und unbekannte – haben uns die nötige Kraft geschenkt“*, schreibt Ximena León Pellegrin.





### **Zuversicht trotz Krieg und schwerer Zeiten**

Ohne Zuversicht auf Besserung oder positive Veränderung einer Situation ließen sich schwere Zeiten, welche die Tagebücher, Erinnerungen und Briefe des DTA-Bestandes generell und dieser Zeitreise im Besonderen widerspiegeln, kaum ertragen: Krieg, Flucht, Vertreibung, Inhaftierung, schwere Krankheit oder Suchterkrankung sind Erfahrungen, die das Gefühl von Perspektivlosigkeit und den Verlust von Lebensmut mit sich bringen. Zuversicht kann dann wie ein Seil sein, an dem sich Verzweifelte festhalten oder aus der Tiefe heraufziehen. So schreibt die Lazarettschwester Erika Holderer, die 1943 viele schwerverletzte, amputierte, traumatisierte und sterbende junge Männer pflegt: *„Man denkt, daß man nie wieder froh sein könnte über all der Not und dem Entsetzlichen, das in der Welt ist. Und doch glimmt überall noch ein Hoffnungsfunke.“* Durch gute Pflege, Zuspruch und kleine Zeichen der Lebensfreude gelingt es ihr, Lebensmüden neuen Mut zu geben. Infolge des Zweiten Welt-

kriegs ging es vielen Menschen weltweit ähnlich: Sie waren entwurzelt, heimat- und orientierungslos. Krieg, Flucht, Vertreibung, Gefangenschaft und die Rückkehr vieler Kriegsteilnehmer führten zu massenhaften Ortswechsellern oder räumlichen Trennungen von Familien, die enorme Anpassungsleistungen erforderten.

Dies zeigt sich auch im wechselvollen Leben des Ehepaares Margot und Erwin Spiegel. Während Margot den Zweiten Weltkrieg mit den Kindern in Deutschland übersteht, ist Erwin in Lagern in Australien interniert. In Briefen bestärken und ermutigen sich die beiden gegenseitig. So wendet sich Margot 1947 an ihren Mann: „*Du schreibst so wunderbar: ‚Wem die Hoffnung bleibt, dem bleibt alles.‘ – Wie tröstlich ist das.*“ Und fährt fort: „*Daß ich mich jeden Lebensbedingungen anpassen kann, weißt du. Als Gesandten-Tochter in Venezuela, als Gutssekretärin in Pommern, Gesellschafterin in Baden-Baden, als verwöhnte Frau in Teheran, als Erntehilfe und Flüchtling in Niederbayern – ich habe das Leben immer lebenswert gefunden.*“ Margot Spiegel bringt damit die Fähigkeit zum Ausdruck, auf Veränderungen und Widrigkeiten des Lebens mit einer Anpassung ihres Verhaltens und ihrer Einstellung zu reagieren. Diese Fähigkeit, Krisen zu bewältigen und sogar gestärkt aus ihnen hervorzugehen, ist ein gemeinsames Merkmal aller Schreibenden dieser ZEITREISE-Auswahl. Hoffnung kann der Motor sein, schwere Zeiten durchzustehen und an eine bessere Zukunft zu glauben.

### **Optimismus – in Krisen das Gute sehen**

Ein pessimistischer Mensch wird in Krisen kaum die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in sich wachhalten können. Daher ist ein positive Lebenseinstellung Voraussetzung für Zuversicht. Die Autobiografin Martha Weber besitzt diesen Optimismus und kann sich, als sie nach einem Unfall 1945 im Krankenhaus ganz am Boden ist, am

eigenen Schopf aus der Misere ziehen: *„Alles lag danieder. Die Zukunft zwar im Dunkeln, aber ich ließ den Mut nicht sinken, in der Zuversicht, eines Tages muß es irgendwie weitergehen.“* Sie nutzt die Zeit ihrer Krankheit, entdeckt das Nähen, ihren früheren Beruf wieder: *„mutig begann ich mein Werk“*. Diese ursprünglich tiefe Krise verwandelt sie in eine Chance, eröffnet in fortgeschrittenem Alter einen Modesalon und kann ein selbstbestimmtes Leben führen: *„Die durch Entbehrungen und das Verzichtenmüssen verschüttete Lebensfreude durfte wieder aufblühen und bekam Nahrung, meinem für alles Schöne, Nachdenkenswertes, aber auch dem Humor nicht abgeneigten, begeisterungsfähigen Naturell entsprechend. Leben allein genügt nicht! Sonnenschein, Freiheit und eine kleine Blume muss man haben.“*

Jutta Jäger-Schenk

Wissenschaftliche Mitarbeiterin des DTA



# I. „Sonst ist man tot, ehe man gestorben ist“ Überleben ist alles

## „Ein deutsches Mädel tut das nicht!“

Aus den Erinnerungen von Marga Falke 1938–2014  
(DTA 3875)

*Marga Falke wird 1929 in Hohenlimburg bei Hagen als Tochter eines Arbeiters und seiner Frau geboren. Ihre Eltern sind den Nationalsozialisten gegenüber abwehrend eingestellt und versuchen, trotz Angst vor Denunziation, Menschlichkeit und Zivilcourage über die in jener Zeit übliche Anpassung an das System zu stellen. Diese Haltung geben sie auch an ihre Tochter weiter, was diese 2014 in ihren Erinnerungen beschreibt.*



**1940**

Schräg hinter unserem Haus war ein Kohlenhändler etabliert. Hier wurden täglich auf einer schwerfälligen Ein-Zentner-Waage die Kohlen geschaufelt und abefahren. Das Schaufeln wurde von fran-

zösischen Kriegsgefangenen übernommen. Sie schafften bei Regen und Schnee, was aber nicht heißen soll, dass der Händler sie schickierte. Das tat er sicher nicht. Was uns jedoch oft die Tränen in die Augen trieb, war, dass der Platzaufseher zu jeder Essenszeit ins Haus ging, um seinen Hunger zu stillen. Die Gefangenen standen dann verloren herum, nie habe ich gesehen, dass der Wart auch nur einem ein Stückchen Brot reichte. Wir wussten zwar, dass es bei hoher Strafe verboten war, mit unseren Feinden zu reden. Meine Mutter, eine Frau der Tat, packte mir jedoch oft, wenn ein paar Schnitten übrig waren, diese ein und ich ging hinunter, um sie auf einen bestimmten unauffälligen Platz zu legen, anschließend ging ich spielen. Hinterher erzählte meine Mutter, dass sie gesehen habe, wie vorsichtig und unauffällig die Männer sich der Stelle genähert hätten, um anschließend die Stullen zu verschlingen. Eine ganze Weile ging das gut, doch eines Tages schimpfte eine Hausbewohnerin: „Ein deutsches Mädchel tut das nicht, das ist Sabotage.“ Ich war 11 Jahre, ziemlich dünn und konnte nicht begreifen, warum ein deutsches Mädchel so etwas nicht tun sollte; Jesus hatte doch auch das Brot gebrochen und verteilt, aber jetzt waren diese Argumente überhaupt nichts wert. Ich erzählte es meinen Eltern, und meine Mutter bekam Angst. Von dem Tag an warfen wir unser täglich Brot vom Fenster hinunter. Die Gefangenen sollten nicht dafür büßen, dass unsere Angst immer mehr geschürt wurde. Wir waren bestimmt nicht die einzigen, die halfen. Viele heulten nach außen hin mit den Wölfen, im Innersten dachten sie aber ganz anders. Alle hatten Angst vor Denunziation.

Auch in der eigenen Familie habe ich so etwas miterlebt. Es war einige Monate später. An einem schönen, bei uns zuhause immer sehr harmonischen Sonntagmorgen, jeder tat, was er mochte. Meine Mutter versuchte wie immer mit den geringen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, ein schmackhaftes sonntägliches Mittagessen zu bereiten. Mein Vater, der, um meine Mutter etwas zu entlasten, an der Nähmaschine saß, versuchte, einen großen Flicker auf seine Arbeitshose zu setzen, die schon voll solcher notgedrungener Versuche war, musste er doch am Montagmorgen die gewaschene Hose wie-

der in der Fabrik anziehen. Da klingelte es und ein Onkel, welcher in der Familie dafür bekannt war, dass er sein Fähnchen schon einmal nach dem Wind gedreht hatte, kam. Er war inzwischen also Parteigenosse der S.A. geworden und hatte sich in seine Uniform geworfen. Mein Vater, auf den die Uniform wie ein rotes Tuch gewirkt haben muss, schaute nun noch intensiver auf seinen Blaumann und erwiderte kurz den Gruß. Als besagter Onkel meinen Vater so verinnerlicht über dieser Arbeit sitzen sah, wobei ich sagen muss, mein Vater war ein großer breitschultriger besonnener Mann, besagter Onkel jedoch schmal und klein, stach ihn ob dieser weiblichen Tätigkeit meines Vaters der Hafer. Und er tönte auf sauerländischem Platt: „Wat makest du denn do, dat es doch käine Männerarbeits?“ Er glaubte wohl, hier wäre mein Vater zum Pantoffelhelden gemacht worden, der ER immer war. Vielleicht würde ein Uneingeweihter genauso denken, doch alle anderen wussten, dass mein Vater alles andere war. Und so nahm das Schicksal seinen Lauf. Mein Vater, der nun langsam den Kopf hob, erwiderte darauf: „Ehe ich in so einem Clownanzug herumlaufe, flicke ich lieber meinen Blaumann.“ Meine Mutter erstarrte. In diesem Moment hätte man eine Stecknadel fallen hören können. Meine Großmutter hatte es plötzlich eilig, zur Toilette zu kommen, denn der Clown war ihr immer unsympathisch gewesen. Jeder hätte ihm jetzt eine Tracht Prügel gegönnt. In die Stille hinein krächte der Clown jetzt auf Hochdeutsch: „Das nimmst du sofort zurück, ich zeige dich an, ich lasse meine Uniform nicht beleidigen.“ Sein Kopf war plötzlich blau angelaufen. Mein Vater sagte ganz ruhig: „Raus oder ich mache mir meine Hände, heute, am Sonntag, doch noch dreckig und ich werfe dich übers Treppengeländer.“ Wir alle waren stumm vor Schreck, während der Clown zur Salzsäule erstarrte. Plötzlich jedoch kam wieder Leben in ihn und er trat, ohne mit der Wimper zu zucken, den Rückzug an. Die Tür fiel ins Schloss und meiner Mutter fiel der Kochlöffel aus der Hand. Was würde nun geschehen? Würde er seine Worte wahr machen oder doch auf die verwandtschaftlichen Bande Rücksicht nehmen? Mein Vater nämlich, das wussten wir, würde niemals etwas Derartiges zurücknehmen, das war gegen seine Natur. Er überlegte erst genau, was er sagte, aber wenn es dann gesagt war, blieb

es so stehen. Es vergingen Tage, aber es geschah nichts. Nie wurde später auch nur ein einziges Mal ein verfängliches Wort, das sich auf jenen Sonntag bezog, gesprochen.

*Marga Falke sagt später über ihre Eltern: „Für mich waren meine leider viel zu früh verstorbenen Eltern immer wie eine Insel, auf die ich mich immer habe retten können.“ Sie hat zeitlebens ein enges Verhältnis zu ihnen. Nach dem Schulabschluss absolviert sie ein Pflichtjahr, macht eine Berufsausbildung und heiratet 1949 einen geflüchteten Oberschlesier, der zwei Jahre in den USA in Kriegsgefangenschaft war. Das Ehepaar bekommt zwei Kinder, baut, nimmt die Eltern später zu sich und erlebt gemeinsam 2009 noch die Diamantene Hochzeit. Marga Falke lebt heute, inzwischen 93-jährig, weiterhin in Hohenlimburg, hat inzwischen ihren Mann und Sohn verloren, pflegt aber ein enges Verhältnis zu ihrer Familie.*